



Frieden in einem zerrissenen Land

Vortrag am 25. Gründungstag der Stiftung Bruder Klaus
4. Dezember 2021 im Niklaushuus Lausen BL

Pfarrer Dr. Paul Bernhard Rothen



Der Vortrag wurde mit Hilfe von Reaktionen der Zuhörer und weiterführenden Erkenntnissen bearbeitet und möchte nun möglichst vielen die Möglichkeit geben, die momentanen Spaltungen im Licht dessen zu sehen, was der Schweiz an ihrem Ursprung mitgegeben worden ist.

Der Vortrag kann bestellt werden bei der Stiftung Bruder Klaus
Postfach 436, 3770 Zweisimmen, info@stiftungbruderklaus.ch
www.stiftungbruderklaus.ch

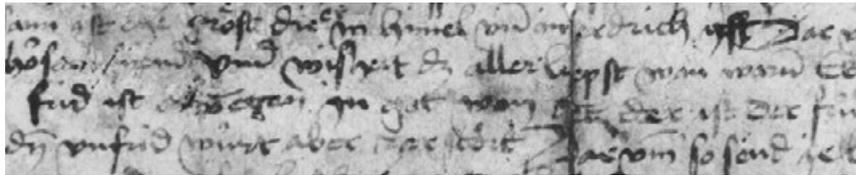
© Stiftung Bruder Klaus, 2021

Inhalt

<i>Frieden</i>	5
<i>Ein weit verbreitetes Missverständnis</i>	7
<i>Die bedrohte, alles entscheidende Unterscheidung</i>	8
<i>Leidenschaftlich Gehässiges – wie damals</i>	10
<i>Das Vertragswerk von Stans</i>	12
<i>Kein gradliniges Wunder christlicher Liebe</i>	13
<i>Kein gradliniges Werk einer vernünftigen Vernunft</i>	14
<i>Handfeste Interessen und gemeinsame Erfahrungen</i>	15
<i>Vermittler</i>	16
<i>Autorität und Glaubwürdigkeit</i>	17
<i>Nur das Wort</i>	18
<i>Die Kirche und ihre Vertreter</i>	20
<i>Unsere heutige Lage</i>	23
<i>Die Schwäche der Kirchen</i>	24
<i>Innere Widersprüche: Darwin und Marx</i>	26
<i>Praktischer Atheismus: Wohlstand, Frieden, Fortschritt</i>	28
<i>Das BAG nimmt sich, was Gottes ist</i>	31
<i>Genuss</i>	33
<i>Beruhigend: Die Macht der Gewohnheit</i>	35
<i>Eine überragende Person ist nicht nötig</i>	36
<i>Gott gibt uns Zeit</i>	37
<i>Eine neue Zuwendung zum Wort</i>	38
<i>Die Diener am Wort Gottes</i>	39
<i>Das Wenige, das Not tut</i>	41
<i>Der Unfriede aus der Sicht der Uneinsichtigen</i>	43
<i>Zwang und Druck: ein unfruchtbarer Ausweg</i>	48
<i>... und der verheissungsvolle Weg</i>	49
3 <i>Dank</i>	50

Liebe Freunde der Stiftung Bruder Klaus!

Laut ihrem Stiftungsstatut dient die Stiftung dem geistigen Gehalt, der den Frieden möglich gemacht hat, den Bruder Klaus der Eidgenossenschaft vermittelt hat. Wir feiern ihr 25-jähriges Bestehen in einem Moment, in dem unser Land diesen Frieden wieder nötiger hat, als man sich vor 25 Jahren vorstellen konnte. Zu Recht schreibt der Kirchenvorstand der Münstergemeinde Basel in seinem Grusswort zu unserer Feier: «Wer hätte gedacht, dass unser Land in eine solch grosse Zerreißprobe gerät, wie wir es gerade jetzt erleben.»



«Frid ist alwegen in Gott wan Gott der ist der Fried.»
Ausschnitt aus dem Brief, den Bruder Klaus am 4. Dezember 1482 an die Berner Ratsherren siegelt.

«Frieden ist allweg in Gott», schreibt Niklaus von Flüe an die Berner Ratsherren, nachdem er in einem letzten, dramatischen Moment den Eidgenossen den Frieden von Stans hatte vermitteln können. Da schreibt Bruder Klaus nicht: Frieden ist jetzt in der Eidgenossenschaft. Ich habe diesen Frieden gestiftet und ihr müsst ihn jetzt bewahren. Der Frieden ist in Gott. Gott aber ist verborgen; und auf diesem verborgenen Frieden beruht jeder Friede, der hier sichtbar unter uns Menschen Wirklichkeit werden kann.

Das sieht man sehr deutlich am Stanser Verkommnis, also an dem neuen Bündnisvertrag, der am 22. Dezember 1481 durch die Vermittlertätigkeit von Bruder Klaus zustande gekommen ist und der bis zur Neuordnung durch den französischen Soldatenkaiser Napoleon die Grundlage für den politischen Zusammenhalt der Schweiz bildete.

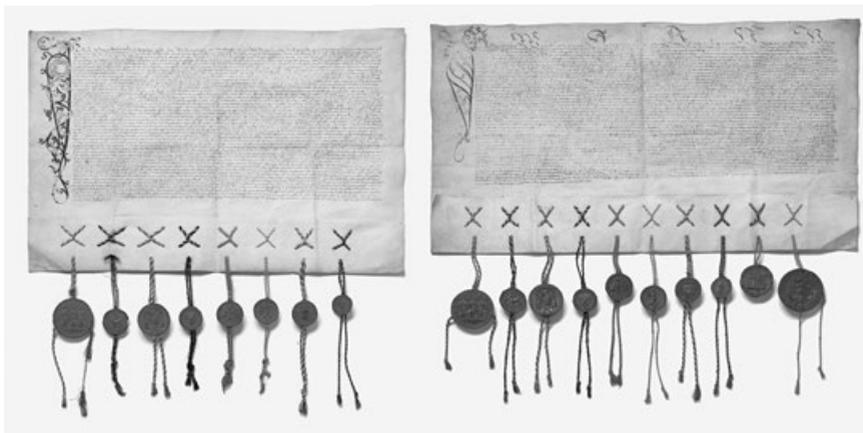
Dieser Vertrag ist ein politischer, ein von Menschen gemachter Vertrag. Im Stanser Verkommnis steht manches, das wir heute als Unrecht empfinden. Es ist kein Vertrag, der eine starke Einheit dokumentiert, und auch nicht einfach (wie ich selber vor 20 Jahren geschrieben habe), so etwas harmlos Schönes wie eine «Einheit in der Vielfalt». Es ist härter: Der Vertrag dokumentiert einen Frieden, der eine fortdauernde Spaltung umfasst. Er verspricht nicht, dass bestehende Konflikte überwunden sind und sich jetzt alle nur noch freuen dürfen, dass sie vereint sind. Der Vertrag grenzt tiefe, fortdauernde Konflikte nur ein.

Der Vertrag, nochmals, ist ein Werk politischer Macht. Er hat keine göttliche Kraft. Er umfasst, wie alles Politische, vieles, das die Beteiligten kränkt und verunehrt, und kann das nicht heilen. Er kann nicht versöhnen. Er hat keinen religiösen Anspruch.

Ein guter politischer Vertrag kann die ungunstigen Folgen von dem, was nicht gut ist, zurückdrängen. Und das ist schon viel! So können jetzt die Corona-Massnahmen nicht unser Leben retten. Sie können aber, wenn sie gut sind, eine unkontrollierte Ausbreitung einer Krankheit verhindern.

Ein weit verbreitetes Missverständnis

Das zeigt das Stanser Verkommnis ganz offen! Jeder kann es auf den ersten Blick sehen: Das Stanser Verkommnis besteht nicht aus einem, sondern aus zwei Verträgen: Einem ersten mit acht und einem zweiten mit zehn Siegeln. Der Frieden von Stans beruht darauf, dass zwei Orte zurückgesetzt werden, wir würden heute sagen: Zwei Orte wurden diskriminiert. Solothurn und Fribourg mussten die Kröte schlucken, dass sie in das Bündnis mit den Eidgenossen aufgenommen wurden sekundär, als Glieder mit minderen Rechten. Zwar nur mit leicht minderen Rechten, aber eben doch: Sie, die ehrwürdigen Städte, mussten akzeptieren, dass sie erst in einem zweiten Vertrag dabei waren.



Das von Bruder Klaus vermittelte Stanser Verkommnis vom 22. Dezember 1481

In der Dauerausstellung zur Schweizergeschichte im Nationalmuseum ist das nicht dargestellt. Den Verantwortlichen war die Tragweite dieser Tatsache offensichtlich nicht bewusst. Jedenfalls wird das Stanser Verkommnis im Landesmuseum nur mit einem der beiden Dokumente dargestellt und mit einer irreführenden Formulierung auf der Bildlegende kommentiert. Auch ich habe diesen Fehler gemacht. In der grossen Ausstellung zum Bruder Klaus Brief habe auch ich an das Stanser Verkommnis mit nur einem der beiden Dokumente erinnert. Ich musste nach den langjährigen Erfahrungen in Basel im Appenzellerland noch einmal andere Erfahrungen machen, bevor ich allmählich zu erfassen begann, wie grundlegend wichtig das ist.

Wir alle neigen dazu, den Unterschied zwischen einem guten politischen und dem wahren Frieden, der in Gott ist, zu verwischen. Deshalb werden unsere Gegensätze auch jetzt wieder so heftig, religiös aufgeladen, fanatisch.

Die bedrohte, alles entscheidende Unterscheidung

Mit dem rechten Verständnis vom Stanser Verkommnis wird uns also auch ein Verständnis unserer heutigen Lage zugänglich, so dass wir die momentanen Spaltungen verstehen, richtig einordnen und eingrenzen können. Das, denke ich, kann uns helfen, besser zu verstehen, was überhaupt in den westlichen Ländern geschieht, und welche zukunftsweisenden Erkenntnisse wir für unsere Zeitgenossen weitergeben können. Denn in der momentanen Krise zeigt sich ja nur, wie tief die Grundlagen der westlichen Länder bedroht sind. Die getauften Völker sind in grosser Gefahr, das wieder zu verlieren, was sie erst durch viele Verwirrungen wertzuschätzen gelernt haben: Das, was Jesus so anschaulich und klar und knapp ausformuliert, wie nur er so Grundlegendes in so einfache Worte fassen kann:

«Gebt dem Kaiser, was des Kaisers,
und gebt Gott, was Gottes ist» (Markus 12,17).



Münze mit dem Bildnis
von Kaiser Tiberius

Wir sollen unterscheiden zwischen dem Frieden, den Menschen aufrichten und durchsetzen können, und dem Frieden, der in Gott ist. Diese Unterscheidung machte das Stanser Verkommnis möglich: Es vermittelte einen Zusammenhalt, den man bis in unsere Tage als eine blosser Notlösung empfindet, zu Recht! Denn eine menschlich gute Ordnung kann die Nöte auf dieser Welt eingrenzen, aber nicht überwinden. Auch das Vertragswerk von Stans nötigte die Eidgenossen fortan, bleibende Spaltungen zu ertragen, auch wo diese unvernünftig und beschämend

waren, und von einem Tag zum anderen mit diesen enervierenden Spannungen möglichst förderlich umzugehen. Es etablierte einen politischen Frieden, der tiefe Konflikte nicht überwand, sondern es erlaubte, mit ihnen zu leben, und zwar: Konstruktiv, auferbauend, fruchtbringend mit ihnen zu leben.

Das wurde möglich, weil dieser politische Frieden umfassen war von dem anderen, dem Frieden, der in Gott ist. So schafft die Unterscheidung zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen den Lebensraum, in dem die Freiheit gedeihen kann auf der Grundlage der Liebe und Geduld. Diese Unterscheidung wird seit langem mit grosser Macht verwischt. Darum sind die Grundlagen für unser Zusammenleben jetzt so akut bedroht.

Wie es dazu gekommen ist, und wo wir deshalb genau hinschauen müssen, damit wir die Ursachen für die momentane Spaltung zu Gesicht bekommen und auf eine verheissungsvolle Weise angehen können, möchte ich in diesem Vortrag möglichst anschaulich darlegen, auf der Grundlage der Erfahrungen, die wir mit der Stiftung Bruder Klaus in den vergangenen 25 Jahren gemacht haben. Denn die Stiftung war ja diese vergangenen Jahre unterwegs mit dem Anliegen, die Grundlagen für unser Gemeinwesen neu ins Bewusstsein zu heben.

Wenn man ein Problem wirkungsvoll angehen möchte, muss man erkennen, wo es seine Ursachen hat. Oder mit den Worten der Bibel gesagt: Wenn man verstehen will, wo das Zusammenleben krankt, muss man zutreffend beschreiben, wo die Sünde ihr Unwesen treibt, und wo genau wir also zur Busse gerufen sind.

Deshalb möchte ich nun zunächst einen möglichst stimmigen Blick zurück in die Ereignisse werfen, die mit dem Brief von Bruder Klaus an die Berner Ratsherren zu einem glücklichen Abschluss kamen, mit kurzen aktualisierenden Ausblicken in unsere Gegenwart. Dann möchte ich versuchen, unsere momentane Lage mit Hilfe der Erkenntnisse, die sich aus unserer Geschichte gewinnen lassen, zutreffend zu beschreiben.

Ganz offensichtlich ging es damals um Ähnliches, das auch uns im Moment so heftig erregt. Ich persönlich rede mit meinen guten Freunden in Basel und mit denen in dem kleinen appenzellischen Hundwil, und stelle fest, was unzählig viele feststellen: Hier und dort vertreten liebenswerte Menschen diametral verschiedene Überzeugungen mit so grosser Vehemenz, dass es oft besser ist, gar nicht weiter zu reden über das, was alle bewegt.

Ich höre Menschen aus Basel, die nicht verstehen können, warum andere derart dumm und rücksichtslos egoistisch sein können, dass sie die Überlastung der Pflegenden auf unseren Intensivstationen in Kauf nehmen, nur weil sie die abstruse Idee haben, eine Impfung könnte ihnen schaden.

Andere, mir ebenso liebe Freunde, können nicht verstehen, warum man so naiv sein und nicht merken kann, dass wir manipuliert und missbraucht werden für ein Experiment mit unabsehbaren Folgen, ja mehr noch: Dass im Moment Wirklichkeit wird, was das letzte Buch der Bibel als eine schreckliche Tyrannei ankündigt: Bald dürfen nur noch diejenigen kaufen und verkaufen, die zertifiziert sind und sich die Zahl des Tieres haben aufprägen lassen (Offenbarung 13,17).

Die Spaltung geht tiefer als diejenige im Jahr 1992, als nach der Abstimmung über den EWR die einen jubelten, als sei damit die Zukunft der Schweiz gesichert, und andere in dumpfe Resignation verfielen, weil sie sich schämten, in einem derart rückwärtsgewandten Land zu leben. Damals ging es um Wirtschaftliches und Politisches. Heute geht es um Massnahmen, die in das Alltagsleben von einem jeden von uns greifen: Ob wir Masken tragen müssen, im Wirtshaus einen Kaffee trinken, mit Freunden Weihnachten feiern dürfen oder nicht, und viel anderes mehr. Wahrscheinlich hat der Bundesstaat seit seinem Bestehen noch nie in Friedenszeiten mit so tiefgreifende Forderungen unser Zusammenleben gestaltet.

Plötzlich können wir allzu gut nachvollziehen, warum die Verhandlungen in Stans im Dezember 1481 sich derart verhärten konnten, warum die Delegierten sich

voller Hass schmähten und auseinandergelaufen sind mit der festen Überzeugung, dass nun eben das Schwert auf dem Schlachtfeld entscheiden müsse. Wir können uns unversehens gut vorstellen, dass die Landleute aus Schwyz sich ereiferten, man müsse den eingebildeten Herren aus der Stadt den Schädel spalten, dann spritze auch nur Blut heraus, und dass die Vertreter der Städte über die rohen Gewaltausbrüche entsetzt waren und sich wünschten, sie hätten dem Burgunderherzog nie den Krieg erklärt und könnten sich jetzt an seinem Hof in einem zivilisierten Austausch verständlich machen, statt abhängig zu sein von Bauern, die zum Verzweifeln stur und ungebildet roh nur bocken. Auch wir wünschen uns doch jetzt manchmal – die einen, dass man die Menschen zwingen könnte, die Hilfe der pharmazeutischen Industrie anzunehmen, und die andern, dass man dreinschlagen und das Virus dorthin vertreiben könnte, wo es herkommt.

Das Vertragswerk von Stans

Das Stanser Verkommnis bildet die Grundlage dafür, dass inmitten von Europa so etwas Merkwürdiges wie die Schweiz entstehen konnte: Ein Staat, der genau genommen kein Staat ist, sondern eine Genossenschaft. Ein politisches Gebilde, das gegen die mächtigen Ströme der Zeit die Verwurzelung in mittelalterlichen Ordnungsformen und also in den lokalen Gemeinden bewahrt hat (wie die Historiker Herbert Lüthy und Oliver Zimmer das plastisch darlegen).

Wahrscheinlich war die Stimmung damals in Stans aufgeheizter, als sie im Moment bei uns ist. Doch wir können heute wieder besser ermessen, wie naheliegend damals der Wunsch war, aus lauter Zorn alles zu zerschlagen und sich allen wohl gemeinten Argumenten zu verweigern, oder umgekehrt, die Unwilligen zu ihrem Glück zu zwingen, weil es ja keinen Sinn macht, einen Dummkopf mit Vernunft überzeugen zu wollen. Wir können uns darum auch besser vorstellen, warum es dann viele als ein Wunder empfunden haben, als die Glocken in Stans zu läuten begannen und in das Land hinaus die Botschaft trugen, dass allen Spaltungen zum Trotz ein Vertrag zwischen den Zerstrittenen beschworen und besiegelt worden war.

Diebold Schilling war als junger Augenzeuge dabei und hat in seiner Luzerner Stadtchronik von 1513 erzählt und malen lassen, was sich damals dramatisch zugespitzt hat. Das Wunder wurde möglich, weil der Pfarrer von Stans mit seinem Kaplan durch die kalte Winternacht in den Ranft geeilt ist, sich dort vier Stunden lang mit Bruder Klaus beraten hat und am Morgen vom 22. Dezember 1481 von einem Wirtshaus zum andern geeilt ist und die Delegierten beschworen und angefleht hat, dass sie doch «um Gottes und um Bruder Klausens willen» noch einmal zusammenkommen sollen. Er habe ein Wort, einen Rat vom Einsiedler für sie.

Und, schreibt Schilling: «Wie bös die Sache des Abends noch war, so war sie in einer Stunde gerichtet und ganz und gar abgetan.» Das Protokoll der Tag-satzung hält fest: Mit dem Vertragswerk konnten die Delegierten «heimbringen

die Treu, Mühe und Arbeit, so der fromme Mann Bruder Klaus in diesen Dingen getan hat».

Kein gradliniges Wunder christlicher Liebe

Dieser Frieden von Stans ist nicht vom Himmel gefallen. Zwar haben ihn viele als ein von Gott geschenktes Wunder empfunden. Doch ein Wunder ist kein Mirakel. Es war nicht so, dass ein frommer und allseits hoch geachteter Mann befehlen konnte, und dann ist der Groll von den Menschen abgefallen und sie haben sich fröhlich umarmt. Es war auch nicht so, wie die Theologen heute das Wirken des Gotteswortes beschreiben: Dass die Solothurner von dem, was Bruder Klaus ihnen sagen liess, innerlich so ergriffen wurden, dass sie auf die Knie gingen und einmütig sagten: Ja, in diesem Wort eines Menschen ist uns Gott selber begegnet. Wir wollen uns gern diskriminieren lassen, weil auch der Herr Jesus Christus draussen vor den Toren der Stadt seiner Ehre beraubt worden ist.

So gradlinig christlich ist es damals nicht zu- und hergegangen, und so einfach wird es auch heute nicht zugehen.

Es ging aber damals auch nicht so gradlinig vernünftig zu und her, wie sich das andere allzu einfach vorstellen. Auch heute wird es nicht so sein, dass wir nur lange genug miteinander reden und uns verständnisvoll zuhören müssen, und dann haben wir wieder Frieden. Alarmiert von den gehässigen Tönen hat die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft alle zum Dialog aufgerufen. Doch leider verstärken solche Appelle oft nur auf beiden Seiten den Vorwurf: Ja – die anderen sollten endlich bereit sein für einen offenen Dialog!

Bei Verhandlungen, die an die Substanz gehen, weil ihr Ergebnis darüber entscheidet, wem in Zukunft welche Ehrenstellung und Macht zukommt, muss es unweigerlich zu gravierenden Missverständnissen und zu berechnenden Manipulationen kommen. Nur wer ganz selbstgerecht ist, kann denken, er selber trete sicher niemals arrogant auf und trage kein bisschen dazu bei, das Klima zu vergiften. Deshalb geht der Appell an die Vernunft rasch einmal ins Leere, und am Ende kommt es, wie damals, dazu, dass manch einer bereit ist, den Karren fahren zu lassen und alles kaputt zu machen, auch wenn davon alle nur Schaden hätten. Der Mensch ist kein so vernünftiges Wesen, wie er das nach den Theorien der Philosophen und Theologen sein sollte. Und zwar sind es nicht nur dumme Bauern auf abgelegenen Höfen, die sich vernünftigen Argumenten verschliessen. Auch hochgebildete Professoren an renommierten Universitäten haben Mühe, sich harten Fakten und stimmigen Argumenten zu beugen. Kein Geringerer als der Physiker Max Planck hat von seiner Zunft gesagt: Wissenschaftliche Fortschritte finden oft statt, nicht weil die etablierten Wissenschaftler offen sind für neue, bessere Erkenntnisse, sondern weil sie sterben und einer jungen Generation Platz machen, für die mit dem Neuen noch kein Ehrverlust droht.

Die Vernunft ist etwas sehr Kostbares. Doch sie vermag viele Kräfte, die tiefer wühlen, nicht zu bannen.

Das Stanser Verkommnis wurde damals möglich, weil alle Beteiligten ihre je etwas anderen Interessen an seinem Zustandekommen hatten. Die Eidgenossen waren verbunden durch ein Netz von Bündnissen mit gegenseitig recht unterschiedlichen Zwecken und Verpflichtungen. Einen wichtigen Kern bildeten die kleinen Landorte, die vom Kaiser das Recht erhalten hatten, unmittelbar nur unter seiner Herrschaft zu stehen und ihre Angelegenheiten selber zu regeln. Sie kontrollierten den wichtigen Übergang über die Alpen, den Gotthardpass, und konnten insbesondere ihre Handelspolitik nach ihren Interessen ausrichten. Ihre jungen Männer wurden zu aussergewöhnlich tüchtigen Soldaten. Die aufstrebenden Städte hatten darum ein handfestes wirtschaftliches und militärisches Interesse an einer Kooperation mit diesen Landorten. Diese wiederum profitierten von dem zünftigen Handwerk, von der sich weiterentwickelnden Waffentechnik und von dem diplomatischen Geschick und der weltgewandten Offenheit der Städte. Alle hatten also zwar je andere, aber eben doch eigene Vorteile von dem, was die Bündnisse ihnen gaben.

Zum andern hatten viele viel miteinander erlebt, vor allem schon viel miteinander erlitten. Familien waren miteinander verbunden durch den Tod von Söhnen und Vätern auf demselben Schlachtfeld. Wenn man ernsthaft zerstritten ist, kann manchmal der gemeinsame Gang auf ein Grab mehr Gutes bewirken als lange Gespräche.

Vermittler

In diesem Umfeld gab es Gott sei Dank (wie auch heute) viele, die einen kühlen Kopf bewahrten und mit vertrauensbildenden Massnahmen deeskalieren und das Verbindende stärken und mit praktischen Kompromissen die Türen zu den nötigen Vereinbarungen aufzutun wollten.

Im Zentrum stand damals der eigenartige, Respekt gebietende Mann im Ranft. Auf ihn waren viele Eidgenossen stolz. Es tat ihnen wohl, dass man weit herum im Ausland davon redete, Gott habe unter den grobschlächtigen Schweizern in ihren abgeschotteten Bergtälern doch einen veritablen Heiligen berufen und zugerüstet. Es war eine Ehre, dass Reisende von weit her kamen, um diesen aussergewöhnlichen Mann zu bewundern, und dann in Frankfurt oder Nürnberg Flugschriften über ihn publizierten. Er hatte seine Ämter, seinen Hof, seine Familie verlassen. Er war ganz offenkundig durch keine eigenen Interessen in die Machtkämpfe der Zeit verflochten. Er war ein Vermittler, neutraler als man sich wünschen konnte. Zwei Jahre lang gingen darum Verantwortungsträger aus den Städten und aus den Landorten zu Bruder Klaus, baten um seinen Rat, seine Fürbitte, und nahmen wohlthuend und ermutigend mit, dass er sie spüren liess: Ja, es ist wichtig, was ihr da zu erreichen versucht. Das ist wichtig nicht nur für euch. Sondern auch für Gott. Ich persönlich gehe davon aus, dass diese Ermutigung während den langen Verhandlungen ein wesentliches Moment für das schlussendliche Gelingen war. Wir Menschen haben es nötig, dass wir für unsere Aufgaben von einem Tag zum andern bestärkt, getröstet und mit frischer Geduld begabt werden. Und was könnte einem Menschen mehr Kraft geben, als wenn ein wortkarger Mann mit einer geheimnisvollen Autorität ihm das Gefühl gibt: Du bist an einer mühsamen, aber guten Arbeit, die Gott von Euch getan haben will.

Autorität und Glaubwürdigkeit

Schliesslich kam es zum Showdown in Stans, den ich bereits skizziert habe. Dabei war Eines entscheidend: Niklaus von Flüe war glaubwürdig. Er hatte eine Autorität, der man sich beugen konnte ohne Gesichtsverlust.



Die Gründung der Schweiz, wie man sie seit dem 19. Jahrhundert erzählt, und wie sie tatsächlich geschehen ist. Wenn man drei Männer hervorheben möchte, die der Eidgenossenschaft ihre Lebenskraft vermittelt haben, sind das nicht die drei sagenhaften Gestalten auf dem Rütli, wie sie am Bundeshaus in Stein gehauen sind, sondern der Einsiedler, der Pfarrer und der Kaplan, die in der Nacht auf den 22. Dezember 1481 im Ranft miteinander verhandelt haben (und die Diebold Schilling in seiner Luzerner Chronik malen liess).

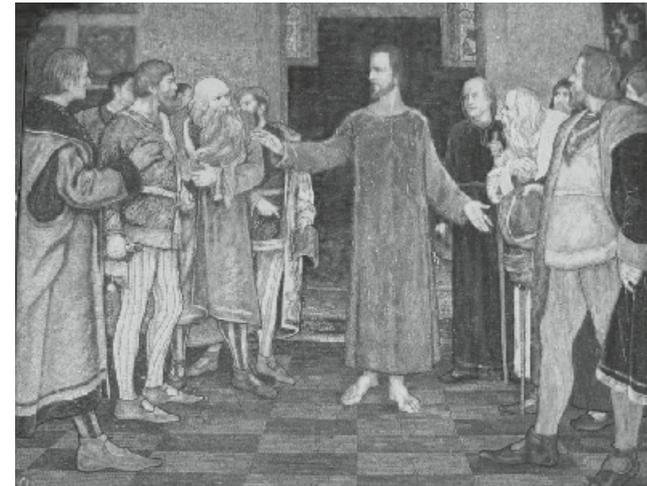
Ohne diese Autorität wäre die Wendung zum Guten nicht möglich gewesen. Anschaulich auf eine Schlüsselperson hin gesagt: Der Solothurner Stadtschreiber Hans vom Stall hätte kaum seine Instruktionen zu überschreiten gewagt, wenn er sich nicht dazu berufen und beauftragt gewusst hätte durch Bruder Klaus. Es war matchentscheidend, dass er mit gutem Gewissen den gnädigen Herren seiner Stadt sagen konnte: Ich habe getan, was der fromme Mann Bruder Klaus von mir getan haben wollte.

Nur das Wort

Dabei war und ist eines sehr trostreich, gerade für uns heute.

An der Kirche Sachseln, wo Niklaus von Flüe begraben liegt, ist ein Mosaik zu sehen, das den dramatischen Augenblick zeigt, in dem Bruder Klaus in die Mitte der Tagsatzungsabgeordneten tritt. Er selber, behauptet das Bild, sei nach Stans geeilt und habe mit seiner persönlichen Präsenz für die Wende gesorgt. So war es nicht. Den persönlichen Auftritt von Bruder Klaus in Stans hat der Künstler frei erfunden. Bruder Klaus kam nicht nach Stans. Er hat sein Werk zur Vollendung gebracht durch sein Wort, das der Pfarrer von Stans an die Versammelten ausrichtete. Allein durch das Wort, können wir mit vollem Recht sagen.

Das ist wichtig gerade in unserer Zeit, in der so viel von der persönlichen Präsenz und Ausstrahlung die Rede ist, die entscheidend sei. Bei uns ist jedoch weit und breit keine Person zu sehen, die eine derart tief begründete, starke und überzeugende Autorität hätte, wie Bruder Klaus sie damals hatte. Wären wir auf die Präsenz einer solchen Person angewiesen, müssten wir verzweifeln. Doch dazu gibt es keinen Grund: Bruder Klaus war damals anwesend durch sein Wort, so wie er das auch heute ist. Wie damals können auch wir hören, was er uns sagen lässt.



Die persönliche Präsenz von Bruder Klaus in Stans ist frei erfunden (Mosaik an der Kirche Sachseln).



Diebold Schilling hat malen lassen, wie es war: Heini am Grund hat das Wort von Bruder Klaus überbracht.

Die Kirche und ihre Vertreter

Allerdings gibt es einen schwerwiegenden Unterschied, den wir möglichst stimmig zu fassen versuchen müssen.



Das Bilderbuch von Niklaus von Flüe, die Wandgemälde in der St. Niklausenkirche

Auch Bruder Klaus selber und seine Autorität sind nicht vom Himmel gefallen. Niklaus von Flüe wurde, wie er selber seinem Beichtvater erzählt hat, schon vor seiner Geburt von Gott zubereitet für seinen besonderen Weg. Er ist dann aufgewachsen in einem Umfeld, in dem er Tag für Tag genährt wurde von dem, was der Name Jesu ins Leben trägt. Er richtete sich schon als Kind nach den Frömmigkeitsübungen der kirchlichen Tradition, profitierte aber auch von den Neuerungen, mit denen ernsthafte Kirchenvertreter auf die geistlich enttäuschenden Erfahrungen ihrer Zeit reagierten. Er konnte am Chorgitter der St. Niklausenkirche stehen und

20

das grosse Bilderbuch betrachten, das ihm vor Augen stellte, wie Jesus von seiner Geburt bis zur Himmelfahrt geführt worden ist.

Bei all dem war er angewiesen auf gute Seelsorger. Er musste sie suchen. Der Ortspfarrer war keine Option. Dieser Pfarrer war im Gegenteil ein Karrierist und Pfründenjäger, wie es sie bis heute gibt: Kirchenleute, denen es um ihre Ehre und einen möglichst grossen Verdienst bei möglichst kleinem Einsatz geht. Gegen diesen Pfarrer hat Niklaus prozessiert. Ihm konnte er nicht vertrauen.

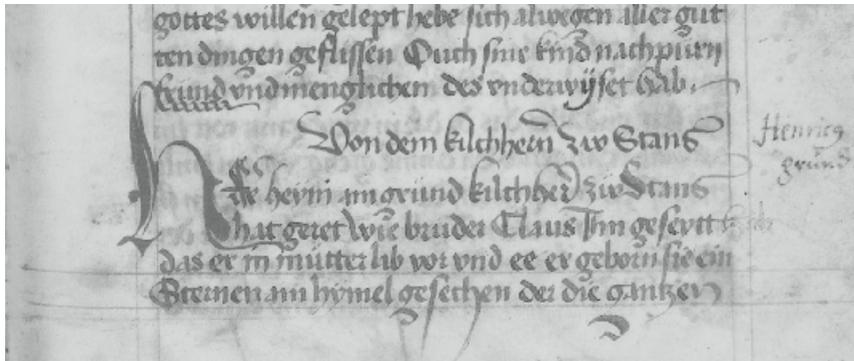
Aber er wurde deswegen nicht zum Einzelgänger und masste sich nicht an, dass er es auch ohne die Kirche und ihre Pfarrer machen könne, weil ihn ja Gottes Geist selber leite mit Visionen und Gotteserfahrungen.

Nein, Niklaus wusste wohl: Ich habe den Rat, die Lehre, die Mahnung und den Trost von zuverlässigen Pfarrern nötig. Er suchte – und er fand sie. Er fand sie zwar ausserhalb seiner Gemeinde, aber doch innerhalb seines Bistums. Er fand zwei aussergewöhnlich engagierte, geistig wache Seelsorger, die sich selber weiterbilden wollten: Der eine war der Ortspfarrer von Kerns, Oswald Ysner, der sich für ein halbes Jahr beurlauben liess, um an der neu gegründeten Universität Basel zu studieren. Der andere war Heini am Grund, der Luzerner Patrizier, der in Leipzig studierte und von dort die neusten Methoden der Seelsorge mitbrachte. Von ihm lernte Niklaus, sich Tag für Tag in das Leiden Christi zu versenken. Von beiden wurden er und seine Frau beraten, als sie hin und her überlegten, ob es wirklich Jesus Christus sei, der den Ehemann und Vater von den Seinen weg in eine besondere Nachfolge rufe.

Der Anteil dieser beiden Pfarrer am Frieden von Stans wird viel zu wenig bedacht und gewürdigt. Man kann ohne weiteres sagen: Ohne diese beiden Diener am Gotteswort hätte es den Frieden von Stans und die Eidgenossenschaft nicht gegeben. Wenn man sich an gesicherte Fakten halten und drei Männer herausstellen möchte, die als Gründer der Eidgenossenschaft gelten könnten, dann müsste man

21

das Bild aus der Luzerner Chronik nehmen, das zeigt, wie Heini am Grund, sein Kaplan und Bruder Klaus vor der Kapelle im Ranft stehen und sich beraten.



Die Zeugenaussage von Pfarrer Heini am Grund im Sachslar Kirchenbuch.

Niklaus war eingebunden in eine Kirche, die zwar durch viel Macht korrumpiert und durch seelsorgerliche Enttäuschungen oft sehr verwirrt war. Doch in ihr waren ernsthafte Amtsträger am Werk, die ihren Teil dazu beitrugen, dass eine Person wie Niklaus von Flüe heranreifen konnte zu der starken Autorität, die nötig war, um den Frieden von Stans zu vermitteln. Ohne diese lebendige Kirche wäre der Frieden von Stans nicht Wirklichkeit geworden.

Wenn wir nun fragen, was sich aus dem damaligen Geschehen für unsere heutige Lage lernen lässt, scheint es mir am besten, dass wir in Gedanken sozusagen den Weg zurückgehen und uns fragen, was heute ähnlich und was anders, was schwieriger und was leichter ist, wenn wir wieder den Frieden suchen für unser Land. Da treffen wir zuerst auf einen grossen Unterschied, der zuerst einmal alles viel schwieriger macht: Es fehlt uns, so scheint es jedenfalls, eine lebendige Kirche mit Seelsorgern von der Qualität, die wir an Heini am Grund und Oswald Ysner wahrnehmen können. Es fehlt uns auf jeden Fall eine Kirche, die auf der Grundlage von nicht hinterfragten Annahmen ein selbstverständliches Ansehen genießt und allgemein verbindliche Anordnungen treffen kann. Das macht es schwierig, zu einem Frieden zu finden, der seine Kraft zieht aus der Unterscheidung zwischen dem, was menschlich machbar ist, und dem, was Gott gehört.

Hier sehe ich die grösste, kaum zu überwindende Gefahr. Anders gesagt: Wenn wir uns fragen, wie die Spaltungen unserer Tage zu überwinden seien, dann ist das erste Problem, dass das grösste Problem dort liegt, wo niemand es sucht!

Für die Stiftung war das jedenfalls eine durchgehende, ernüchternde Erfahrung. Zum einen wurde immer wieder klar: Ein so anspruchsvoller Inhalt wie derjenige, den Bruder Klaus in seinem Brief in dichte Worte fasst, kann ohne den Einsatz einer verantwortungsvollen Pfarrerschaft nicht im Denken der Menschen Wurzel fassen und das alltägliche Hoffen nähren. Andererseits wurde ebenso klar: Die allermeisten Pfarrer sind überhaupt nicht darauf eingestellt, dass sie eine Mitverantwortung haben könnten für den Frieden in unserem Land. Es ist für sie ein fremder Gedanke, dass sie mit langem Atem etwas so Präzises und breit Ausgefächertes präsent halten sollen wie das, was einst die Grundlagen für den Friedensschluss in Stans gebildet hat.

Die Schwäche der Kirchen

Die Ursachen für die augenfällige Schwäche der Kirchen sind vielfältig. Es wäre ungerecht, einen einzelnen Berufsstand allein dafür verantwortlich zu machen. Und es wäre irreführend, die Ursachen beim moralischen und geistlichen Versagen einzelner Berufsvertreter zu suchen. Unfähige, moralisch verdorbene und unglaubwürdige Pfarrer und Priester hat es zu allen Zeiten gegeben. Und eigensinnige und besserwisserische Gemeinden auch. Schon der Apostel Paulus hatte die grösste Mühe, seine Stellung und seine Lehraussagen zu behaupten gegenüber Gemeindegliedern, die sich vom Geist Gottes erfüllt fühlten und sicher waren, dass sie alles Nötige auf einem höheren Niveau und erfolgreicher vertreten könnten als er. Davon zeugen die beiden Korintherbriefe. Solche Infragestellungen hat es immer gegeben.

Die kirchlichen Amtsträger sind aber durch die modernen Neuordnungen in zehrende Widersprüche gestellt worden: Sie sollen für das religiöse Wohl und Weh der ganzen Bevölkerung zuständig sein – ohne jedes Recht, den Erwachsenen etwas sagen oder gar vorschreiben zu dürfen. Über die Jahrhunderte hinweg hatten die Prediger einen Auftrag, der nicht hinterfragt wurde. Zwar dachten sich die Gemeindeglieder sicher allerlei, wenn sie den Herrn Pfarrer predigen hörten, und nahmen sich die Freiheit, ihm nicht zu glauben und über seinen Eifer zu spotten. Doch alle akzeptierten: Der Pfarrer ist nicht frei. Er hat einen Auftrag und muss manches verkünden, das weder ihm noch uns passt.

Noch am Anfang meiner pfarramtlichen Tätigkeit war das so. Ich erinnere mich an ein Bezirksfest, an dem der ältere Kollege eine ziemlich rabiate Busspredigt hielt. Ich fand das unpassend, an einem Fest derart zu schimpfen, und schaute um mich. Doch nach der Kirche sagten mir alle: Ja, er hat uns die Leviten gelesen. Das muss ein Pfarrer manchmal... Mir selber ist unvergesslich, wie ich im ersten Amtsjahr eine Frau im Spital besuchte. Während ich ihr etwas Tröstendes zu sagen versuchte, wurde sie immer unruhiger und aggressiver. Verwirrt, ratlos, mit

24

dem Gefühl versagt zu haben, ging ich aus dem Zimmer und lief dem Chefarzt in die Arme. Ich gestand ihm mein Versagen. Er aber antwortete mir: Das ist ja deine Aufgabe, die Menschen manchmal auch unruhig oder sogar wütend zu machen. Jahrzehnte später ist so etwas undenkbar. Der Wind hat gedreht, die Erwartungen sind diametral anders geworden. Ein älterer, liebenswürdiger Kollege fragte mich schockiert: Ist dir das schon einmal passiert? Dass eine Trauerfamilie von dir verlangt, dass du ihr die Predigt für die Abdankung zum Voraus schickst, damit sie beurteilen könne, ob diese Predigt in ihrem Sinn sei?

Die Prediger des Evangeliums werden nicht mehr als beauftragte Boten, sondern als religiöse Dienstleister wahrgenommen. Sie sollen zur Sprache bringen, was allen wohltut, weil es – nur ein bisschen schöner gesagt – nichts anderes ist als das, was alle schon Gutes wissen und wollen.

Von solchen Erwartungen haben sich viele Amtsträger verführen lassen, dass sie vom Evangelium nur noch ganz dünne Reste weiterzugeben versucht haben, in der Hoffnung, dass sie damit auch für diejenigen hilfreich sein können, die nichts mehr wissen von der biblischen Botschaft und den mächtigen Formulierungen in den Kirchenliedern. Die Versuchung, den Menschen willig nach dem Mund zu reden, wurde immer noch grösser.

Als wir im Schweizerischen Pfarrerverein aufwendig eine Tagung vorbereitet haben, stellten wir auch Vertretern der Theologischen Fakultäten die Frage, was sie über den Zustand von unserem Beruf denken. Wir wurden mit der Diagnose konfrontiert, viele Predigten seien infantil.

Ich stelle nicht in Frage, dass dem so ist. Doch konstatiere ich: Es ist billig, wenn diejenigen, die uns Pfarrer ausbilden, einen solchen Vorwurf aussprechen und sich nicht fragen, welche Mitverantwortung sie selber dafür tragen. Von meinen Theologieprofessoren habe ich jedenfalls nur zu hören bekommen, dass wir nicht von oben herab predigen, sondern auf die Bedürfnisse der Menschen eingehen

25

müssen. Keiner von ihnen hat je laut vernehmbar gesagt: Die Menschen sind selber schuld, wenn sie in der Kirche nichts verstehen. Denn wenn man sich für so etwas Anspruchsvolles wie das Wort Gottes keine Zeit nimmt, ist es kindisch zu fordern, man sollte es nach zwanzig Minuten verstanden haben.

Innere Widersprüche: Darwin und Marx

Zu diesen äusseren Schwierigkeiten kommen ernsthaftere, innere. Das Evangelium hat immer Zweifel geweckt. In der neueren Zeit sind diese Zweifel an der Substanz des Glaubens aber durch starke Argumente noch stärker geworden.

Zwar war es nicht so, wie man oft sagt: Neue naturwissenschaftliche Erkenntnisse hätten Anlass gegeben, den Glauben an Gott in Frage zu stellen. Es ist nicht so, wie gebetsmühlenhaft erzählt wird: Der Glaube sei ins Wanken gekommen, weil Kopernikus erkannt habe, dass sich die Erde um die Sonne bewegt und nicht umgekehrt. Das sind Fake-News der edlen, liberalen Art. Es war anders: Die Wegbereiter der modernen Naturwissenschaften waren bibelkundige Gläubige. Sie wollten die Naturgesetze erkennen, weil sie an einen Gesetzgeber glaubten und sich sicher waren, dass der Schöpfer seine Werke so geordnet hat, dass wir seine Gedanken nachvollziehen können.

Doch gerade dieses Vertrauen förderte eine ergriffene Naturfrömmigkeit – und dieser Glaube an die Natur wurde zum Einfallstor für den Bruch mit Gott. Darwin hoffte in der Natur Schönes zu finden, wie andere vor ihm es gefunden hatten in den berechenbaren, majestätischen Bahnen der Planeten. Doch Darwin beschäftigte sich mit dem wimmelnden Leben der Tiere und wurde erfasst von einem Grausen über das, was er da sah: Ein stetes Fressen und Gefressenwerden, ein harter Kampf ums Überleben. Das Staunen über das wunderbare Ineinander von Farben, Formen und vieltausendmal tausend hochkomplexen Lebensprozessen wich der Vorstellung, dass sich das Leben erklären lasse als ein blinder Zufall und ein harter Kampf ums Dasein.

Karl Marx und viele andere machten das Elend der Arbeitermassen zum Thema. Niemand konnte ihnen mit gutem Gewissen widersprechen, wenn sie sagten: Das ist ein Unrecht! Der Zustand dieser Welt ist ganz offensichtlich nicht gut.

Die Menschen, so lautete die allzu pauschale Schlussfolgerung, müssen ihn erst noch gut machen.

Durch solche Wahrnehmungen und Vorsätze wurde der Glaube an Gott ersetzt durch den Glauben an die Menschen. Das Leben, so schien es, wird erst lebenswert, wenn wir Menschen es endlich gerecht gestalten.

Unausrottbar hat sich dieser Glaube an den Menschen seither gehalten. Nach Auschwitz, sagten namhafte Theologen, könne man nicht mehr an Gott glauben. Wohl aber, suggerierten sie, an den Menschen. Niemand hat diesen absurden Gedanken nachhaltig in Frage gestellt. Gegen alle Fakten hat sich nach den modernen Massenmorden der Humanismus weiter breit gemacht – auf Kosten des Glaubens an den Gott Israels.

Es gab und gibt gute und starke Gründe dafür.

Die Abkehr vom Glauben an den Schöpfer führte zwar zuerst einmal zu grauenvollen Tyranneien und zu einem massenhaften Morden. Doch nach diesen Alpträumen schien sich alles zu lichten. 1945 und endlich dann 1989 brach sich ein freies, zuversichtliches Schaffen eine Bahn. Nicht nur Atombomben – Trillionen von Transistoren konnten konstruiert werden und machen es möglich, dass wir uns jeden Tag auf hohem Niveau unterhalten können mit Musik, mit Filmen und mit persönlichen Chats. Rund um die Uhr können wir Informationen konsumieren, so wie sie uns interessieren und gut tun (weil sie bestätigen, was wir schon wissen und gern hören).



Nur noch wenige mussten am Grab eines Kindes stehen und sich traurig fragen, ob dieses Kind jetzt tatsächlich bei Gott sei.

(© Oswald Ruppen)

Für weitaus die meisten gibt es genügend Nahrungsmittel, Kleider und Wohnraum von einer immer noch besseren Qualität. Vor allem aber haben bewundernswerte medizinische Fortschritte es den meisten von uns erspart, dass wir erleben mussten, was noch vor drei Generationen die meisten Menschen erlitten haben: Dass sie am Grab von Kindern standen und sich voller Weh fragten: Ist es wahr, dass unser Kind jetzt bei Gott ist? – Stattdessen machten es die materiellen Fortschritte möglich, allen Familien ein glückliches Leben mit vielen wunderbar schönen Ferien zu versprechen, so dass alle sich ohne jede Furcht eigene Kinder wünschen können.

Die medizinischen und die sozialen Veränderungen zum Besseren hin sind für die allermeisten Menschen das entscheidende Argument dafür, sich stillschweigend abzuwenden von dem Gott der Bibel. Es geht leichter ohne ihn. Das ist der praktische Atheismus, den die wenigsten zu Ende denken. Reste vom alten Gottvertrauen leben weiter. Doch kaum jemand sieht sich veranlasst, sich die nötige Zeit zu nehmen und ernsthaft zu prüfen, ob die Zweifel am Gottesglauben berechtigt sind, oder ob nicht Zweifel an den eigenen Zweifeln angebracht wären.

Bis tief in die Kirchen hat sich der Spruch breit gemacht: Gott hat keine Hände, nur unsere. Fast alle stimmen wir ein in den Gedanken, dass es doch unsinnig sei, sich über den Glauben zu streiten, und vielmehr entscheidend, dass wir zusammenstehen und etwas für die Menschen tun. Wer möchte etwas gegen solche Gedankenwendungen sagen? Sie haben ja Anhalt in dem, was Jesus gelebt und gepredigt hat, wenn er so deutlich herausgestellt hat, dass Gott keine Opfer für sich braucht, sondern unter uns die gelebte Barmherzigkeit finden möchte!

Dennoch hat diese systematische Konzentration auf das Menschliche verheerende Folgen. Das zeigt sich jetzt: Uns fehlen die glaubwürdigen Worte, mit denen wir reden könnten von dem, was für die Zeitgenossen von Niklaus von Flüe allgegenwärtig und selbstverständlich war: Dass wir alle sterben müssen, und dass wir darum alle gefordert sind, unsere Zweifel in Zweifel zu ziehen und ernsthaft die Argumente zu prüfen, die dafür sprechen, dass es einen anderen Frieden noch gibt als denjenigen, den politische Verordnungen schaffen können: Der Friede, der in Gott ist.

Alle haben dazu beigetragen, dass die Kirchen schwach und mutlos dastehen und niemand da ist, der kraftvoll und glaubwürdig verkünden kann: Wir dürfen die Grenzen des menschlich Machbaren akzeptieren und mit Unrecht und Diskriminierungen leben, ohne deswegen lieblos zu sein. Denn es gibt noch einen anderen Frieden als den von Menschen gemachten.

Schon rein äusserlich fehlen Menschen, die das so umsichtig, so wach und so geduldig vertreten könnten, wie einst Oswald Ysner und Heini am Grund das getan haben. Die Kirchen haben ein Problem, fähigen, einsatzbereiten Nachwuchs zu finden. Wer will schon gern sein Leben an ein langes Studium hingeben, nur damit er dann mit altehrwürdig grossen Worten von Gott reden soll – und dabei auf die Menschen schieben und sich fragen, ob das, was er ihnen sagt, ihr Gefallen findet? Wer will sich in einer solchen unwürdigen Situation lächerlich machen? Eigenständige Persönlichkeiten sind deshalb aus den kirchlichen Ämtern ausgestiegen oder haben sich in eine innere Welt zurückgezogen. Vor allem sind viele junge, kritische Geister gar nicht auf die Idee gekommen, sich für einen lebenslangen Dienst in der Kirche vorzubereiten.

Die Folgen spüren wir jetzt dramatisch.

Ich möchte das anschaulich machen an einem Beispiel, das für unsere aktuelle Lage erhellend ist.

In den letzten zwei Jahren haben fast alle Bewohnerinnen und Bewohner der Schweiz bemerkt, dass wir ein BAG haben, ein «Bundesamt für Gesundheit». Die Meldungen aus diesem Amt entscheiden darüber, wen wir wo treffen, wie wir reisen, ob wir singen und unter welchen Bedingungen wir einkaufen dürfen und viel anderes mehr. Das Bundesamt für Gesundheit hat Macht über uns.

Deshalb geraten seine Beamten unweigerlich in die Kritik. Diese Kritik ist manchmal sehr hässlich und zum grössten Teil ungerecht. Doch das Amt und der zuständige Bundesrat sind mitschuldig daran, dass derart vulgäre Vorwürfe über es hereinbrechen. Ein Stück weit hat das Amt das selber provoziert mit arroganten Ansprüchen, die nicht gedeckt sind von dem, was ein solches Amt leisten kann. Lange bevor sich jemand aufgeregt hat über das BAG, haben sich Beamte in ihm verstiegen zu einer Kampagne, mit der sich der Bund aufspielt zu einem Kaiser, der sich nimmt, was Gott gehört.

In seiner Kampagne gegen die Verbreitung der AIDS-Krankheit hat das Bundesamt für Gesundheit vor sieben Jahren eine Serie von aufreizenden Videoclips produziert und die Bevölkerung aufgefordert, auf seiner Homepage per Mausclick einzustimmen in eine moralische Selbstverpflichtung. Wir alle, fordert uns das BAG auf, sollen uns die Aussage zu eigen machen:

«Ich lebe, wie es mir gefällt und liebe, wen ich will.

Denn ich habe nur dieses eine Leben.

Ob ich es geniesse oder nicht, liegt an mir.

Ich erfülle mir meine Wünsche und übernehme Verantwortung für meine Entscheidungen.»

Damit behauptet das Bundesamt etwas, von dem kein Mensch wissen kann, ob es wahr ist oder nicht, nämlich: Dass wir nur dieses eine Leben haben. Jeder Buddhist würde sagen, das sei ein fataler Selbstbetrug, damit führe man die Menschen grobfahrlässig in die Irre. Denn der Buddha hat seine Schüler mit überzeugenden Worten gelehrt, dass auf das Leben, das wir jetzt haben, ein nächstes und auf dieses wieder ein nächstes folgt, und je nachdem, wie wir jetzt leben, müssen wir das in einem nächsten vielleicht büßen, oder wir werden mit einer höheren Wiedergeburt dafür belohnt. Niemand im Bundesamt kann aus eigener Erfahrung sagen, ob diese Lehre des Buddha wahr ist oder nicht.

Wenn wir uns an die Aussagen der Bibel halten, dann merkt man: Die Bundesbeamten sind irgendwo doch noch christlich geprägt. Denn nach den Worten der Bibel ist das zuerst einmal richtig: Wir haben nur dieses eine Leben. In ihm entscheidet sich alles. Doch auf dieses eine Leben, sagt Jesus, folgt die Auferstehung und das Gericht und darauf der Ruf in das ewige Leben oder das Verstossenwerden in das ewige Feuer (Matthäus 25,31-46). Jesus behauptet also, dass dieses eine Leben hinführt zu einem ewigen Leben, das seine Qualität haben wird je nachdem, was wir hier in diesem Leben getan oder nicht getan haben.

Ob das wahr ist oder nicht, kann im Bundesamt für Gesundheit niemand wissen. Mit der Einladung, dass wir einstimmen sollen in die Aussage, dass uns nur dieses eine Leben gegeben sei, überschreitet das Bundesamt seine Kompetenzen. Es masst sich an, über ein religiöses Wissen zu verfügen (indem es den Menschen versichert, dass alle religiöse Überzeugungen belanglos oder falsch seien). So hat das Amt seine Macht missbraucht und sich in den Dienst einer antichristlichen Propaganda gestellt. Offen und schamlos widerspricht es den Zusagen, die Jesus Christus seinen Jüngern gemacht hat.

Folgenschwerer noch – gerade für unsere momentane Lage – ist, dass das Bundesamt sich zur Aussage versteigt, es liege an mir, ob ich dieses Leben genieße oder nicht. Das ist zynisch gegenüber all den vielen, die beschwert sind und ihr Leben nicht genießen können, auch wenn sie sich alle Mühe geben und das möchten. Vor allem aber entlässt diese Formulierung die Menschen aus der Pflicht, solidarisch zu sein und dem gemeinsamen Wohl zuliebe auf Genuss zu verzichten (oder sie verlangt, noch zynischer, dass die Menschen einen solchen Verzicht als ihre eigene Entscheidung und als Genuss empfinden sollen).

Wie soll ein Bundesamt, das den Genuss als Lebensinhalt propagiert, Menschen dazu motivieren, sich in einem Pflegeberuf zu engagieren und in einer Notzeit mehr als nur Dienst nach Vorschrift zu tun? Sollen wir tatsächlich glauben, der Einsatz von fürsorgenden Menschen lasse sich mit mehr Geld und einem nachfolgenden Genuss abgelden? Wie will uns das Bundesamt mit einem solchen Lebensverständnis dafür gewinnen, dass wir während Jahren solidarisch auf vieles verzichten, das wir doch gerne genießen möchten?

Das Bundesamt für Gesundheit hat sich – exemplarisch für uns alle – in einen unauflöselichen Widerspruch manövriert. Mit stolzen Aussagen hat es über die Grenze dieses Lebens hinausgegriffen und behauptet, da sei nichts mehr. Dementsprechend muss es jetzt verzweifelt jedes Leben zu schützen und zu erhalten versuchen. Denn es hat ja selber gesagt, dass jeder Mensch nur dieses eine Leben habe. Gleichzeitig muss das Amt zu diesem Zweck von uns fordern, dass wir auf vieles verzichten, was uns dieses eine Leben lebenswert macht.

Wie kommt das Bundesamt – wie kommen wir aus diesem Widerspruch wieder heraus?

Als das Bundesamt diese Propagandaaktion lanciert hat, war ich einen kurzen Moment lang überzeugt: Jetzt kommt es zu einer heftigen Reaktion. Das ist eine derart krasse Grenzüberschreitung und eine so offensichtliche Einmischung des

Staates in den Glauben – das werden die Frommen und die Kirchenbehörden nicht unwidersprochen hinnehmen. Jetzt werden sich viele lautstark zu Wort melden und fordern, dass der Bund sich an das hält, was dem Kaiser gegeben ist, und den Verkündern des Evangeliums überlässt, was Gott gehört.

Doch das war ein Irrtum. Es blieb still. Aus keiner Kirche war eine Kritik an dieser antireligiösen Anmassung zu hören. Einige fromme Menschen ereiferten sich – wie vielleicht beabsichtigt – stattdessen über die Moral: Dass mit Steuergeldern die freie Liebe propagiert werde. Nur die kleine Gemeinde Hundwil schrieb dem Bundesrat einen Brief und kritisierte die Vermischung von Politik und Glauben. Wir bekamen einen Standardbrief zur Antwort, der flott über unsere Kritik hinwegging: Der Bundesrat habe Verständnis für die moralischen Bedenken, doch müssten wir unsererseits verstehen, dass man die Zielgruppe der Aktion nur erreichen könne, wenn man sie so anspreche, dass es zu ihrem Lebensentwurf passt.

Damit liegt offen zutage, in was für grossen Gefahren wir stehen. Die politischen Verantwortlichen sehen klar: Unser Volk hat gar nicht die innere Kraft, um eine ernsthafte Not durchzustehen. Wenn tatsächlich eine Seuche zehntausende von Opfern fordern würde, wären Panik und ein grausames Chaos unvermeidlich. Am Ende würden die Toten auf den Strassen liegen und die breite Mehrheit würde sich verkriechen und ihr eines und einziges Leben zu retten versuchen. Deshalb können die politischen Verantwortungsträger gar nicht anders. Sie müssen uns anflehen, dass wir uns impfen lassen und damit tun, was sich menschlich machen lässt, um den Frieden in unserem Land zu bewahren. Denn die Menschen in diesem Land haben keine geistigen Ressourcen, mit deren Hilfe sie eine ernsthafte Not bewältigen könnten.

Die Hauptursache dafür haben wir jetzt erkannt. Es ist die Schwäche der Kirchen. Sie hat es geradezu provoziert, dass das Bundesamt für Gesundheit seine **34**

Kompetenzen überschritten und mit pseudoreligiösen Aussagen die Menschen zu gewinnen versucht hat für einen Schutz des Lebens, der auf rein technischen Hilfsmitteln und auf dem Versprechen beruht, jeder dürfe sein Leben nach seinem Gusto geniessen.

Beruhigend: Die Macht der Gewohnheit

Können wir aus diesen Widersprüchen herausfinden und verhindern, dass die Spaltungen ein fruchtbares Miteinander unmöglich machen?

Zuerst einmal dürfen wir beruhigend feststellen: Es ist für uns heute viel leichter, den politischen Frieden neu zu gewinnen, als es damals in Stans war. Denn er beruht unterdessen auf der Macht einer jahrhundertelangen Gewohnheit. Mächtige, gemeinsame Interessen sprechen für ihn. Und er bildet die selbstverständliche Voraussetzung dafür, dass wir in Ruhe arbeiten, produzieren, verkaufen und unsere Kinder ernähren können.

Wir haben auch noch viele gemeinsame Erfahrungen, die uns verbinden. Die Begeisterung über unsere Sportler zum Beispiel, oder die Freude über unsere schönen Berge und Seen und der Stolz über unsere guten Produkte, den Käse und die Schokolade, die Taschenmesser und Uhren. Doch immer mehr fehlt uns die gemeinsame Erfahrung von überstandenen Gefahren. Die letzten, die miteinander die Bedrängnisse des Zweiten Weltkrieges erlebt haben, sterben. Ebenso sterben **35**

allmählich diejenigen, die noch aktiv Militärdienst geleistet und sich ernsthaft gefürchtet haben davor, dass die Sowjetunion uns überfallen könnte und wir dann gezwungen wären, uns zu entscheiden zwischen dem Konzentrationslager und der charakterlosen Anpassung.

Der Schatz der gemeinsamen Erfahrungen, insbesondere der leidvollen Erfahrungen, ist kleiner geworden.

Eine überragende Person ist nicht nötig

Wenn wir mit der Stiftung unterwegs waren und die Menschen ergriffen worden sind von dem, was Bruder Klaus unserem Land gegeben hat, bekam ich von ihnen dann oft den nachdenklichen Satz zu hören: Ja, wahrscheinlich hätten wir heute wieder einen Menschen wie diesen Bruder Klaus nötig, einen solchen Friedensstifter.

Das ist ein scheinfrommer, bequemer Seufzer, mit dem wir uns um unsere Verantwortung drücken. Denn Gott hat uns alles Nötige gegeben – und viel, viel mehr darüber hinaus. Er ist es uns nicht schuldig, sich zu wiederholen und noch einmal ein Werk zu tun, wie er es damals getan hat

Gott gibt uns Zeit

Zwar ist unübersehbar, dass die Weltordnung sich verändert und dass auch unser Land in eine Zukunft geführt wird, von der noch nicht absehbar ist, was sie bringt. Die Veränderungen sind folgenschwerer und greifen tiefer, als wir ermessen.

Doch Gott gibt uns Zeit. Die Corona-Seuche lastet. Doch bisher sind wir verschont von einer Katastrophe, die uns in Verzweiflung stürzt, und haben Zeit, unsere Gedanken zu sammeln und uns in aller Ruhe zu besinnen auf das, was uns Gott gegeben hat und was er darum von uns erwarten darf. Wir haben keine neuen Propheten nötig. Denn die biblischen Propheten haben längst schon viel mehr gesagt, als wir bisher zur Kenntnis genommen haben. Mit der Hilfe der Heiligen Schriften können wir unsere Lage analysieren und klar erkennen, auf welchen Wegen sich alles zum Guten wenden kann. Mit den harmlosen Worten gesagt, die wir gewohnt sind: Wir können das Problem erkennen und mit konzentrierten Kräften die Lösung anstreben. Richtiger, mit den Worten der Bibel gesagt: Wir können wahrnehmen, wo unsere grösste Schuld liegt, und wer von uns also für was Busse tun und die Gnade Gottes suchen muss.

Eine neue Zuwendung zum Wort

Wir erinnern uns: Bruder Klaus war nicht persönlich anwesend in Stans. Er war gegenwärtig nur durch sein Wort.

Dieses Wort hat den alles entscheidenden Unterschied gemacht. Es hat es möglich gemacht, einen politisch diskriminierenden Vertrag zu akzeptieren ohne Gesichtungsverlust. Denn mit dem Wort, das Bruder Klaus ausrichten liess, war glaubwürdig gesagt, dass der menschlich gemachte Friede zehren darf von dem Frieden, der in Gott ist. Alle konnten sich vertrauensvoll üben in der Kunst, dem Kaiser zu geben, was dem Kaiser gehört, und Gott zu lassen, was nur Gott zum wahrhaft Guten wenden kann.

Auch uns ist dieses Wort gegeben, durch das, was Bruder Klaus zu Papier gebracht hat, vor allem aber durch den Fundus, aus dem Bruder Klaus und seine Ratgeber damals geschöpft haben: Die überreichen, mächtigen, präzise ausdifferenzierten Worte der Bibel.

Wenn wir inmitten der schwerwiegenden Veränderungen, die ihren Lauf nehmen, den Frieden in unserem Land bewahren möchten, wissen wir also, was wir als erstes zu tun haben: Wir müssen das Vertrauen zu diesem Wort wieder stärken und üben. Alle sind wir gefragt, ob wir von neuem den Unterschied respektieren wollen zwischen dem, was dem Kaiser, und dem, was Gott gehört. Ist das Bundesamt für Gesundheit bereit, seinen Anspruch zurückzunehmen und sich offen dazu zu bekennen, dass es kein Wissen darüber hat, ob uns nur dieses eine Leben gegeben sei oder nicht? Und sind die Kirchenvertreter bereit, in diese Lücke zu treten und Verantwortung dafür zu übernehmen, dass neben allen politischen, wirtschaftlichen und technischen Möglichkeiten etwas anderes da ist, das mit starken Gründen den Glauben an Gott fordert?

Die Diener am Wort Gottes

In den vergangenen Jahren haben wir mit der Stiftung, wie gesagt, die Erfahrung gemacht, dass die Kirchenvertreter sich einer solchen Verantwortung gar nicht bewusst sind. Sie können sich gar nicht vorstellen, dass von ihnen ein unersetzbarer Beitrag für den sozialen Frieden gefordert ist. Doch das ist so. Ich muss deshalb meinen Kollegen und Kolleginnen ein schlechtes Gewissen machen. Viele haben es sich zu einfach gemacht. Sie haben sich zurückgezogen und konzentriert auf das, womit sie hier und heute Menschen helfen konnten. Sie haben Trauernde getröstet und versucht, eine Gemeinde aufzubauen, in der das Evangelium gehört wird. Und sie mussten dazu oft unvorstellbar viel leisten. Sie standen in Konkurrenz mit immer noch schöneren Freizeitangeboten und mussten mithalten und möglichst attraktive Aktivitäten organisieren und anspruchsvolle Helferkreise motivieren, um dem Wort Gottes kleine Resonanzräume zu erhalten. Es ist billig, wenn man sie kritisiert, ihre Predigten seien infantil, es fehle ihnen an der Überzeugungskraft, die im Hinblick auf die Fragen unserer Zeit nötig wäre. Verheissungsvoller ist, wenn die akademischen Lehrer sich unruhig fragen, wo sie die Praktiker im Stich gelassen und in die Irre geführt haben.

Doch die Praktiker können die Verantwortung dafür, dass das Gotteswort ohne heftige Kämpfe aus der Mitte unserer Gesellschaft verdrängt worden ist, nicht einfach auf andere schieben.

Als die Ausstellung der Stiftung einmal nach zwei Wochen in einer Gemeinde wieder abgebrochen wurde, sagte mir ein Kollege: «Eigentlich müssten wir uns jetzt zwei, drei Jahre lang nur um diesen Inhalt kümmern. Doch es kommt schon wieder das nächste.» Eine Aktivität jagt in den Kirchen die andere und verhindert, dass wichtige Inhalte Wurzeln fassen und den Glauben und das Denken nachhaltig neu ausrichten könnten.

Andere Kirchenvertreter haben es sich leichter gemacht. Sie waren überzeugt, dass sich die Welt im Grossen und Ganzen zum immer Besseren hin entwickelt.

Sie haben sich darum grossflächig um die weltweite Gerechtigkeit gekümmert und sich angehängt an das, was die eine oder andere der weltweiten Befreiungsbewegungen auf die politische Agenda setzte. So konnten sie sich getragen fühlen von einem allgemeinen, letztendlich unaufhaltsamen Trend, und mitmarschieren und ihr kirchliches Fähnlein schwenken und mit religiösen Melodien die Masse der Rechtgesinnten begleiten. Das Vertrauen auf Gott hat das nicht gestärkt. Im Gegenteil, es hat systematisch die Grenzen verwischt zwischen dem, was dem Kaiser, und dem, was Gott gehört.

So oder so ist den allermeisten Kirchenvertretern die Vorstellung völlig fremd, dass ihre wichtigste soziale Mitverantwortung nicht dort liegt, wo sie diese sehen, beim Organisieren von Altersnachmittagen oder Hilfsteams für Asylsuchende und anderen praktischen Aktivitäten. Sondern dass sie in der schweren Pflicht stehen, die sozialen Spaltungen erträglich und fruchtbar zu machen, indem sie glaubwürdig die Botschaft vermitteln: Jeder gute politische Friede erhält sein Recht und seine Tragkraft nur, weil es auch den anderen Frieden gibt: Denjenigen, der in Gott ist.

Damit ist klar, wo wir gefordert sind. Die Vertreter der Kirchen müssen ihre Kräfte bündeln und das Nötige klären, damit sie wieder glaubwürdig reden können von dem Frieden, der in Gott ist. Alle anderen aber sind gefordert, den Dienst am Gotteswort nicht mit sachfremder Kritik zu verunsichern, sondern die Treue zum Namen Jesu zu bestärken und zu fördern. «Weniges tut Not, oder nur Eines», hat Jesus zu Marta gesagt, die ihm geschäftig zu Diensten sein wollte (Lukas 10,38–42).

Alle sollten darüber erschrecken, dass sie dem Wort Gottes derart wenig Zeit und Aufmerksamkeit geschenkt und damit dazu beigetragen haben, dass nun das Bundesamt in die unlösbare Aufgabe geraten ist, um Akzeptanz für Massnahmen zu werben, die keinen Genuss bereiten.

Umgekehrt machen sich die Kirchenvertreter unglaubwürdig, wenn sie sich einmischen in die medizinischen und politischen Diskussionen und für sich Einsichten beanspruchen, die besser und richtiger seien als die der Behörden und ihrer sachkundigen Berater. So nehmen sie sich, was des Kaisers ist, und verspielen die Autorität, durch die sie mit einer ruhigen Gewissheit einstehen können für das, was Gott gehört.

Es kann durchaus sein, dass medizinische Einschätzungen in grossem Stil falsch sind, so dass womöglich am Ende mehr Menschen sterben, als wenn die Behörden der Seuche nur sehr zurückhaltend Grenzen zu setzen versucht hätten (wie das Ärzte, die ich schätze, befürchten). Es gehört gerade auch zu einer exzellenten Wissenschaft, dass sie sich irren kann und manchmal lange Jahre lang von falschen Annahmen geleitet wird. Doch es wäre anmassend, wenn Prediger des Evangeliums für sich beanspruchen würden, dass sie solche Zusammenhänge durchschauen und aufdecken können, was hinter den Kulissen der medizinischen und politischen Machtapparate geschieht.

In der Bibel ist beides klar und deutlich gesagt: Menschen können sich nicht nur irren. Sie können listig betrügen und Böses anstreben. Und es ist keine Seltenheit, dass wichtige Machtpositionen mit unfähigen Kleingeistern besetzt sind. Das geschieht so, wenn Gott ein Land preisgibt (Jesaja 3,4). Dennoch gilt, was der Apostel Paulus festhält: Alle Gewalten dieser Zeit haben ihre Macht von Gott (Römer 13,1–7). Es liegt an ihm, ob sie diese Macht zum Segen oder zum Gericht für die ihnen unterstellten Menschen ausüben.

Von den Kirchenleuten ist darum nicht ein medizinisches oder politisches Besserwissen gefragt, sondern das flehentliche Gebet, dass Gott den Torheiten der Mächtigen Grenzen setzt und sie mit Furcht und Weisheit begabt. Sogar auch im Buch der Offenbarung, das mit übermächtigen Bildern erschreckende Szenarien von den tyrannischen Gewalten malt, ist doch mit keiner Silbe angedeutet, dass die Gläubigen sich gegenüber diesen Gefahren behaupten können mit Analysen der Machtverhältnisse und politischen Gegenmassnahmen. Nur der Glaube, das Bekenntnis, das Gebet und die Bereitschaft zum Leiden helfen den Menschen, dass sie sich bewähren in dem, was dieses Buch an unheilvollen Zusammenhängen aufdeckt.

Ich möchte das abschliessend zusammenfassen, indem ich sehr persönlich aus meinen Erfahrungen schildere, wie sich unsere Lage darstellt aus der Sicht derjenigen, die in der Minderheit sind (wie das ja bei uns zuverlässig demokratisch ermittelt worden ist). Ich meine, dass ich ein gutes Stück weit verstehe, was die unbelehrbaren Impfverweigerer, die sturen Massnahmenkritiker und die schwerfälligen Freiheitstrychler bewegt. Ihnen, die nicht über das technische Knowhow, das Sprachvermögen, die Finanzmittel und die weltweite Vernetzung verfügen, wie das anderen gegeben ist, möchte ich meine Stimme geben aus dem Fundus dessen, was ich im intensiven Bemühen um sie erlebt und, wie ich meine, auch ein Stück weit verstanden habe.

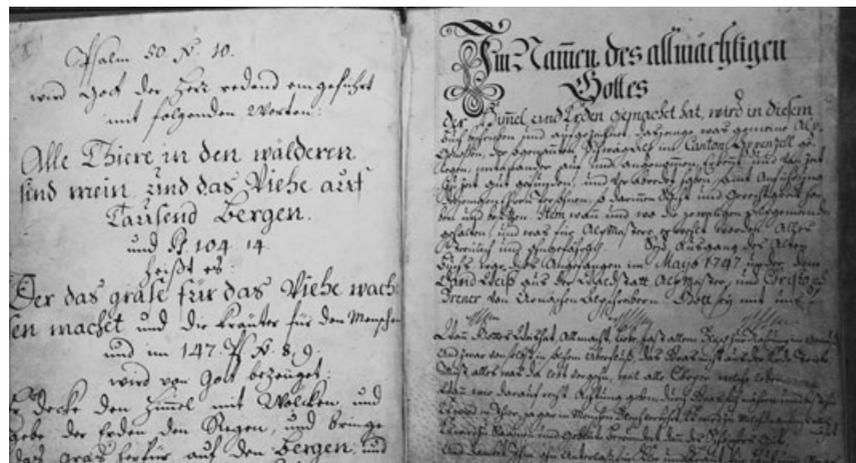


Chlousengruppe in Hundwil

Als ich nach meiner Entlassung am Basler Münster nach Hundwil kam, war das für mich eine fremde Welt. Ich habe elf Jahre lang aufrichtig und vorurteilsfrei zu verstehen versucht. Doch auch auf mein wiederholtes Fragen konnten mir z. B. die Männer in den Chlousengruppen nicht viel anderes sagen, als dass es ein unbeschreibliches Gefühl sei, dass man eine tiefe Verbundenheit spüre, und dass man das einfach erlebt haben müsse, um zu wissen, um was es geht.

Dabei habe ich auch erlebt, wie Menschen aus der Stadt in Scharen angereist sind, um sich an den archaischen Chlousengruppen zu ergötzen, und gespöttelt haben über den Pfarrer, der sich einbilde, er müsse diesen bodenständig freien Menschen etwas beibringen vom Evangelium. Ich sage das mit einem Anflug von Bitterkeit: Dieselben Menschen, die während Jahren ins Appenzellerland gereist sind, um sich an dem urtümlichen Brauchtum zu erbauen, sagen jetzt geifernd, man sollte alle diese Impfgegner einsperren oder sie jedenfalls sterben lassen, wenn sie aus lauter Sturheit krank werden und ein Intensivbett in einer Stadt beanspruchen.

In Gesprächen habe ich zu achten gelernt, was viele von ihnen können und leisten und wie sie ihre Verantwortung für ihre Nächsten wahrnehmen. Ich habe aber auch etwas von den Nöten hinter den archaischen Gesängen gehaut und manchmal einen Einblick bekommen in Bitteres, unversöhnt Hartes, das von möchtegernlustigen Sprüchen zugedeckt wurde.



Titelblatt vom Protokollbuch der Schwägälp-Genossenschaft von 1749

So habe ich alles mir Mögliche versucht, um diesen Männern einen Weg zum Evangelium zu erschliessen. Ich habe sie an ihre Ehrenstellung in der Geschichte der Schweiz erinnert, an die wegweisende Bedeutung einer der ersten Alpgenossenschaften, und habe ihnen das Protokollbuch der Schwägälpgenossenschaft aus dem Jahr 1749 lieb zu machen und so ihre Mitverantwortung für unser Land zu wecken versucht. Aber sie haben realistisch festgestellt: Unter den Mächtigen, die über das Zusammenleben in der Schweiz entscheiden, sind unsere Erfahrungen nicht wirklich gefragt. Wer hört ernsthaft auf uns? Für die Besucher aus der Stadt sind wir Objekte, die man in ein Heimatmuseum steckt. Da bleiben wir lieber draussen in den verschneiten Hügeln unter uns.



Die Urnäscher Fahne von 1400

Vergeblich habe ich den Männern mit den schweren Glocken eine der ältesten Fahnen der Schweiz vor Augen gestellt, die Fahne von Urnäsch aus dem Jahr 1400: Sie zeigt den Bären mit seiner urtümlichen Kraft neben einer Menschengestalt mit einem Buch (es soll der Apostel Philippus sein, hat eine Kunsthistorikerin

herausgearbeitet, während ich selber immer noch meine, dass es auch Gallus sein könnte, weil ja das Appenzellerland unter der Herrschaft vom Fürstabt stand). Die Kraft, die das raue Leben auf dem Land verleiht, kann für alle zum Guten wirken, wenn die Botschaft aus dem Buch aller Bücher ihm seinen Glanz und sein Ziel verleihen darf. Und umgekehrt braucht die Schrift, die Bildung, die sich in der Stadt sammelt und weiterentwickelt, die urtümliche Kraft, für die der Bär steht. Nur in einem Frieden, der beides umfasst, können wir das wahrhaft Gute füreinander erlangen.

Das habe ich den Menschen in Hundwil zu sagen versucht, und die Kinder im Unterricht haben fröhlich und hoffnungsvoll zugehört, und die Erwachsenen haben das toleriert und fanden es sogar gut, dass die Kinder das gut fanden. Doch die Männer blieben zu einem grossen Teil auf wohlwollender Distanz.

Das war auch der Fall, als ich einen Menschen hochzuachten lernte, der vor 150 Jahren in Hundwil geboren worden ist und mit genuin appenzellischen Wurzeln in ein bewundernswert grosses Lebenswerk hineinwuchs, Jakob Künzler. Seinem Werk durfte ich Jahre meines Lebens widmen und die Früchte davon vor der Hundwiler Gemeinde ausbreiten. Künzler hat den Glauben an Gott bewährt in den Schrecken der Moderne, als ein erstes Mal Kinder, Frauen und Männer mit technokratischer Macht ermordet wurden. Im Hexenkessel des grausamen Verbrechens an den Armeniern hat er unzählig vielen geholfen und ist für sie zum Tröster und Wegweiser für ein neues, hoffnungsvolles Leben geworden. Möglich wurde das – und damit sind wir wieder ganz bei dem Frieden, den Bruder Klaus gestiftet hat – weil hochgestellte Ärzte aus der Stadt Basel die aussergewöhnlichen Begabungen des appenzellischen Zimmermanns erkannt und neidlos respektiert und gefördert haben. Die Schweiz und ihr Frieden zwischen Stadt und Land, wie das fruchtbarer nicht sein kann, kommen in dem Lebenswerk Jakob Künzlers auf eine besonders ergreifende Weise zur Geltung. Für die Kinder von Hundwil ist er

46

der Held ihres Dorfes. Den meisten Erwachsenen aber ist er trotz allen Bemühungen fremd geblieben. Sie hatten, etwas bitter gesagt, keine Zeit, sich sein Wirken zu Herzen zu nehmen. Es reicht nun einmal nicht für alles. Die Hundwiler und Urnäsher mussten ihre knappe Zeit nutzen, um den Schmuck zu erstellen, mit dem sie am Silvester sich selber und den Besuchern aus der Stadt einen Genuss bereiten konnten.



Jakob Künzler und der Basler Arzt Andreas Vischer (Familienarchiv Betts und Burckhardt)

So haben an vielen Orten viele mit wenig Erfolgen darum geworben, dass die Menschen sich die nötige Zeit für das nehmen, was der Name Jesu ihnen geben will. Nun ernten wir die Folgen von diesen Misserfolgen. Unversehens spaltet sich das Land in Leidenschaften, die kaum jemand für möglich gehalten hätte. Die Urnäsher Fahne wird zerrissen – wie das schon 1405 geschehen ist, als sich die Appenzeller losgekämpft haben vom St. Gallischen Fürstabt und seiner Arroganz. Doch wie sollen wir in den stillen, tiefgreifenden Veränderungen unserer Tage einen hoffnungsvollen Weg finden, ohne den Frieden, der in Gott ist? Wie sollen wir standhalten in den Unsicherheiten und Gefahren, die das Corona-Virus in unser Zusammenleben trägt, wenn nicht die Botschaft der Bibel uns den Glauben schenkt, dass es gut ist, zu unterscheiden zwischen dem, was menschliche Macht, und dem, was nur Gott bewirken kann?

47

Wie schon gesagt: Die Macht der Gewohnheit und die wirtschaftlichen Interessen sind gross. Wenn man den Druck kontinuierlich erhöht und die Männer aus den Chlousengruppen lange genug aussperrt aus den Wirtshäusern, werden sie mürrisch werden und sich impfen lassen. Doch es ist zu befürchten, dass sie das tun werden nur so, wie sie sich schon vielem unterzogen haben, weil es unvermeidlich war. Damit wird noch einmal etwas zerbrechen von dem, was inmitten der europäischen Völker so etwas Eigenartiges wie die Eidgenossenschaft hat werden lassen: Ein Land voller Gegensätze, die sich nicht überwinden, sondern nur ertragen – und fruchtbar machen lassen. Wer wird für die Friedensordnung unseres Landes zu kämpfen und wo nötig zu sterben bereit sind, ohne die Kraft, für die der Bär auf der Urnäser Fahne steht? Was wird überhaupt aus den vielen westlichen Freiheiten, wenn keine Soldaten sie mit letzter Bereitschaft schützen vor der Macht derer, die in diesen Freiheiten nur Zeichen einer selbstgefälligen Dekadenz sehen? Wenn wir nur eben den Druck erhöhen und am Ende alle zum Impfen zwingen, werden wir vielleicht die Gefahr einer unkontrollierten Katastrophe abwenden. Wir werden so einen Frieden gewinnen, der durch menschliche Macht erzwungen ist, wie an unzähligen Orten – einen Frieden, der ohne die innere Beteiligung der Menschen Bestand hat, weil er nicht eingebettet ist in den Frieden, der in Gott ist. Das wird ein politischer Friede sein, der vernichtet, was für den Bestand der Eidgenossenschaft essentiell ist: Dass viele ihn mittragen, auch mit einer urtümlichen, opfermutigen Kraft, aus dem eigenständigen Vertrauen darauf, dass wir das menschlich Mühsame und Entehrende akzeptieren dürfen, weil das andere alles entscheidend ist: Die Ehre, die uns Gott gibt, die Freiheit, die sein Evangelium schafft – der Friede, der in Gott ist.

Das kann ich abschliessend ganz anschaulich sagen: Wir werden die Voraussetzungen für den Frieden nur zum Guten hin schaffen können, wenn das archaische Brauchtum wieder umfassen sein darf von dem, was noch viel archaischer ist: Die Taufe und das Abendmahl, die Handlungen, die weit über unser Verstehen hinaus vergegenwärtigen, was in dem Drama vom Karfreitag Wirklichkeit geworden ist. Oder anders gesagt: Wenn der Eid, den unsere Volksvertreter schwören, sein tiefstes Recht erhält durch den Namen Jesu, in dem Bruder Klaus die Berner Rastherren gegrüsst hat.

Die Stiftung Bruder Klaus steht für diesen Weg.

Sie appelliert insbesondere an die Diener am Wort Gottes, dass sie aus dem Kokon ihres Kleinglaubens ausbrechen und sich der Mitverantwortung stellen, die sie für den Frieden in unserem Land haben. Ohne sie kann es nicht gehen. Sie dürfen sich nicht zurückziehen in die kleine Welt der wahrhaft Gläubigen, und sie dürfen auch nicht einfach nur mitmarschieren in den grossen Bewegungen, die den Menschen versprechen, dass hier auf Erden schon ein Friede Wirklichkeit werden kann, der nichts Unrechtes und Kränkendes mehr umfasst. Vielmehr stehen die Verantwortlichen in den Gemeinden, in den Grosskirchen und an den Theologischen Fakultäten vor der schweren, aber guten fassbaren Aufgabe, das Wort des Friedens so glaubwürdig und überzeugend zur Sprache zu bringen, dass die menschlichen Leidenschaften davon umfassen werden und es für alle Gläubigen klar wird: Ja, die menschlichen Gegensätze und Spaltungen müssen sein. Damit wir in ihnen mit einer umso grösseren Bescheidenheit festhalten an dem, was uns von Gott gegeben ist, und uns bewähren im Respekt vor dem Frieden, den er gestiftet hat (1. Korinther 11,17 – 34).

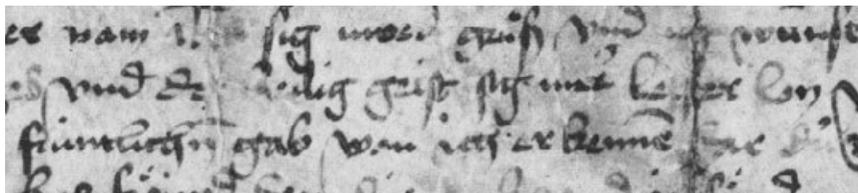
Dazu braucht es keine Massenerweckung. Als Kaiser Konstantin zur Einsicht gekommen ist, dass es erfolversprechender ist, wenn er sein Reich nicht

gegen, sondern mit den Christen regiere, waren nach Schätzungen der Historiker 5 bis 10 Prozent der Bevölkerung getauft.

Gerade als Minderheit sind wir gerufen, mit aller Kraft unseren unverzichtbaren Teil dazu beizutragen, dass der politische Frieden von Neuem eingebettet wird in den Frieden, der in Gott ist.

Dank

Deshalb danke ich Euch, liebe Freunde der Stiftung Bruder Klaus, «ernst und innig», wie Niklaus von Flüe geschrieben hat, für Euer waches und geduldiges Mithören und Mitdenken und Euer jahrelanges treues Mittragen! «Der Heilige Geist sei euer letzter Lohn!», schreibt Bruder Klaus.



«und der heilig geist syg euer letzter lon»

Ausschnitt aus dem Brief von Bruder Klaus an die Berner Ratsherren, 4. Dezember 1482

Wer sich die geschichtlichen Ereignisse detaillierter in Erinnerung rufen möchte, findet sie ausführlich beschrieben in verschiedenen Medien.

Auf der Homepage www.stiftungbruderklaus.ch finden sich die Links zu dem Film «Das Weihnachtsgeschenk» und zu drei kurzen Videos (mit englischen und französischen Untertiteln).

Ein Buch für Kinder erzählt das dramatische Geschehen mit Bildern aus zeitgenössischen Chroniken und Landschaftsfotografien:

Das Weihnachtsgeschenk. Bruder Klaus von Flüe stiftet Frieden.

ISBN 978-3-752-67132-2

Ausführlich beschrieben und in den geschichtlichen und aktuellen Kontext eingeordnet ist das Friedenswerk von Bruder Klaus in einem Buch, das den Anspruch hat, dies wissenschaftlich fundiert und allgemein verständlich zu tun:

Der Name Jesu sei euer Gruss. Bruder Klaus von Flüe – Friedensstifter im Herzen Europas. 220 Seiten, ISBN 978-3-646-80266-8

Beide Bücher sind zum reduzierten Autorenpreis zu beziehen bei der Stiftung Bruder Klaus.

Der Vortrag arbeitet die verschiedenen Momente heraus, die den Frieden möglich gemacht haben, den Bruder Klaus von Flüe für die Schweiz gelegt hat.

Das fokussiert unsere Überlegungen, wenn wir uns fragen, wie wir diesen Frieden in unserem Land heute wieder erneuern können.

Dabei zeigt sich: Unser erstes Problem besteht darin, dass unser grösstes Problem dort liegt, wo niemand es sucht.